Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 79 (1992)
Heft: 7-8: Sprachsituation - Sprachwandel - Sprachfähigkeiten (1)

Artikel: Vom Wandel der Sprachnormen
Autor: Ris, Roland
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-530556

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Wandel der Sprachnormen

Roland Ris

Warum ist unser Sprachgebrauch heute anders als früher, und weshalb haben viele von uns Mühe mit solchen Veränderungen? – Sprachnormen sind Teil der sozialen Normen; sie ändern sich ebenso, wie sich die sozialen Verhältnisse ändern. Roland Ris spürt an Beispielen aus der Mundart diesem Wandel nach und zeigt gegenwärtige Tendenzen auf.

1. Sprachwandel und Normenwandel

In höheren Schulen, die auf Tradition halten, finden sich meist in einem Klassenzimmer die Fotos all der Jahrgänge, die erfolgreich die Schulbänke hinter sich lassen konnten. Die älteren zeigen uns Jünglinge und Töchter im dunklen Anzug mit Krawatte beziehungsweise im eleganten Deux-pièces, die jüngeren – besonders aus den siebziger Jahren – Teens in lässigen Jeans. Ein Ethnologe des nächsten Jahrhunderts würde beim Vergleichen dieser unter identischen äusseren Bedingungen aufgenommenen Fotos sehr wahrscheinlich schliessen, dass sich einfach die Kleidertracht als Teil der materiellen Kultur geändert hat, es sei denn, ihm wäre bekannt, dass es auch in den siebziger Jahren Anzüge und Deux-pièces zu kaufen gab, ja, dass diese gar zur normalen Kleidung jener 20jährigen jungen Frauen und Männer gehörten, die statt eine höhere Schule zu besuchen, ihre erste Stelle als Bankangestellte am Kundenschalter ausfüllten. In diesem Falle wäre der Ethnologe nicht so sehr am Wandel der Kleidung an sich interessiert, sondern viel mehr am Wandel der Normen: Wann, wo und warum galt plötzlich nicht mehr die «feierliche» Kleidung für die Examensfeier von Maturanden – und warum haben sich die alten Normen hinter den Marmorschaltern der Banken gehalten?

Die Überleitung zur Sprache geht leicht: Sprachliche Elemente wie Wörter und Wendungen verschwinden nicht einfach, weil sie wie Gegenstände unserer Konsumzivilisation verbraucht sind, sondern weil man sie zu einem gewissen Zeitpunkt in bestimmten sozialen Gruppen nicht mehr brauchen möchte, weil auch kein sozialer Druck von «oben» da ist, der ihre Verwendung trotzdem fordert. Höhere Schulen definieren sich seit wenigen Jahrzehnten nicht mehr als Bildungsstätten für künftige Eliten, und sie haben sich ganz in die alltägliche Lebenswelt integriert.

Sprachnormen sind so Teil der *sozialen Normen* überhaupt und lassen sich nicht aus deren Netz isolieren. Es ist daher müssig, über die Richtigkeit *an sich* von einzelnen Wörtern und Wendungen zu diskutieren; man kann nur sagen, dass ihre Verwendung in einem ganz bestimmten Kontext von der jeweils involvierten sozialen Gruppe akzeptiert oder abgelehnt wird, nachdem diese abgeklärt hat, inwiefern die Einhaltung der betreffenden Sprachnorm für die Aufrechterhaltung der übergeordneten sozialen Normen wichtig ist.

Was noch recht theoretisch tönt, soll an einem Beispiel verdeutlicht werden. Ein Gymnasiallehrer aus München zeigte mir die Aufsätze seiner Abiturienten. Ich war einigermassen überrascht, als ich seine Korrekturen und seine Notengebung genauer betrachtete. Dass viele Schüler sehr umgangssprachlich schrieben und sich um die innere Konsistenz eines Textes oder um die Logik innerhalb eines Satzes wenig kümmerten, fiel für den Lehrer viel weniger in Betracht als mangelnde Phantasie in der Auswahl der Beispiele oder zu «trokkene» Präsentation der Argumente. Meine Beanstandungen wurden mit den beiden Hinweisen entkräftet, dass ich ja genau

verstehe, was ein Schüler sagen wollte, dass folglich das Kommunikationsziel, wenn auch implizit, durchaus erreicht werde, und zweitens, dass die alltäglich gesprochene Sprache genau dieselben «Fehler» mache und trotzdem bei den Leuten besser «ankomme» als die gelehrte Schreibe. Für diesen sonst durchaus nicht einfach anpasserischen Lehrer galt folglich der soziale Wert «Ankommen bei allen» weit mehr als die Sprachnorm «Schreibe so, dass du den Kriterien der ‹guten› Schriftsteller und Journalisten genügst».

Wenn man sich der Werthierarchie dieses Lehrers anschlösse, müsste man all die Wörter und Wendungen in einem Aufsatz akzeptieren, die in der anvisierten Zielgruppe, unter den Mitschülern, gang und gäbe sind, und man müsste diejenigen ausschliessen, die in deren Ohren papieren tönen oder zu sehr mit sozialen Werten anderer Gruppen, vor allem der Elterngeneration, verknüpft sind. Das Dilemma wird dem schweizerischen Lehrer zurzeit vielleicht noch weniger bewusst, weil sich seine Schüler – anders als die Münchner – bei der schriftlichen Produktion in der Regel doch immer noch von ihrer mündlichen Umgangssprache, der Mundart, entfernen müssen und sich daher notgedrungen an *schrift*deutschen Vorbildern orientieren. Es stellt sich aber im Falle von Klassendiskussionen über aktuelle Probleme, wo der sozialen Norm der *Natürlichkeit* zuliebe nicht nur die Argumentationsstrategien des Gerichts und der «hohen» Politik, sondern oft auch die Hochsprache geopfert werden. Der nun etwas zurückgedrängte Übergang zur Mundart verschiebt aber das Problem der Sprachnormen nur, indem nun einfach die Normen der Mundart Geltung bekommen. Auch in Mundart darf man nicht in jeder Situation alles sagen, auch sie kennt ihre Register, und sie ist als Sprache der primären und sekundären Sozialisation noch stärker in ein soziales Normennetz eingebunden als die «neutralere» Hochsprache, die uns der Notwendigkeit enthebt, immer auch gleich soziale und regionale Herkunft als Auszeichnung oder als Stigma mitsignalisieren zu müssen.

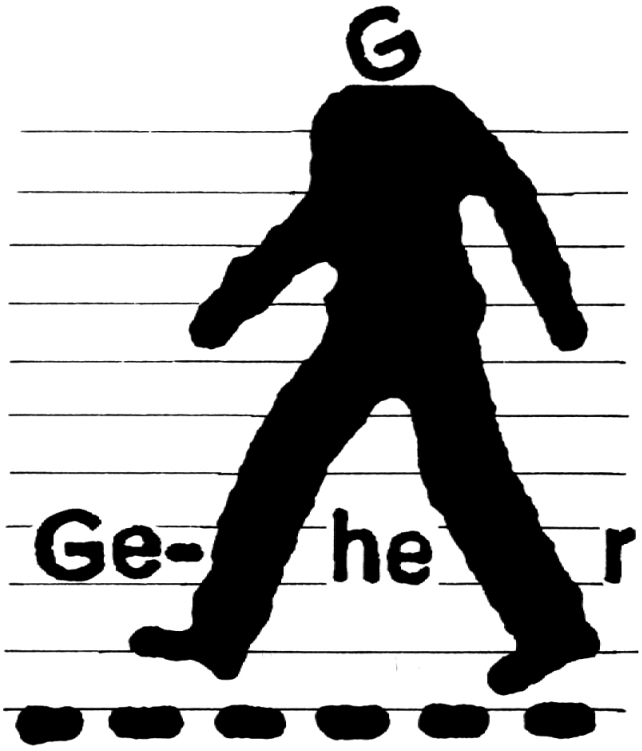
Aus diesem Grund möchte ich im folgenden zu zeigen versuchen, wie und warum sich sprachliche Normen verändert haben. Aus einer grossen Sammlung von Belegen aus der mundartlichen wie aus der populären schriftsprachlichen Literatur unseres Jahrhunderts wähle ich diejenigen Beispiele aus, die gewissermassen exemplarisch zeigen können, wie Sprache soziale Normen reflektiert und wie die sozialen Normen verschiedener Gesellschaftsgruppen zu einer verschiedenen Interpretation sprachlicher Reize führen.

2. «Anständige» und «unanständige» Wörter

Unsere Sammlungen zeigen, dass es in der «guten» bürgerlichen Gesellschaft unseres Jahrhunderts ganz bestimmte Bereiche gibt, die nicht «mädchenfähig»[1] waren und die zu einem schönen Teil bis heute in gemischter Gesellschaft vermieden werden müssen.

Dass das gesamte Gebiet des *Sexuellen* hier an erster Stelle zu erwähnen ist, versteht sich von selbst. An zweiter Stelle stehen alle Ausdrücke, die in irgendeiner Weise auf die Verdauung und auf die zu ihr gehörenden Ausscheidungen bezogen werden könnten. Über dieses Gebiet spricht man höchstens im Sprechzimmer des Arztes – in einer Sprache, die extra für diese Situation geschaffen worden zu sein scheint. Was in der alltäglichen Kommunikation

Roland Ris, Prof. Dr. phil., geboren 1939. Nach dem Besuch der Schulen in Lyss und Biel Studium von Germanistik, allgemeiner und vergleichender Sprachwissenschaft und Latein in Bern, Berlin und Marburg. Bis 1976 ordentlicher Professor für Germanistische Linguistik und Dialektologie an der Universität Bern. Seit 1976 o. Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der ETH Zürich.



unbedingt ausgedrückt werden muss, wird mit immer wieder neuen verhüllenden Bezeichnungen (Euphemismen) umschrieben: Statt nach dem *stillen Örtchen* zu fragen, möchte man heute gerne noch die *Hände waschen* oder *zu den Ladies.*

An dritter Stelle stehen *Flüche* und – weniger tabuisiert – *Schimpfwörter.* Wir werden im nächsten Abschnitt auf sie zurückkommen. Es folgen viertens Ausdrücke zur Bezeichnung *körperlicher Äusserungen von Emotionen.* Auch hier verlangte früher der Anstand, dass man Gemütsbewegungen möglichst unterdrückte. Entsprechend sollten sie auch mit möglichst abgeschwächten Wörtern bezeichnet werden. So gelten im Berndeutschen die Verben *pläare* und *hüüle* «heftig weinen» im Gegensatz zum schwächeren *briegge* als grob: Weinen war ja nur Kindern und – in sehr verhaltener Form – Frauen gestattet. Die Sprachnorm bezog sich also nicht auf die Grobheit des Wortes, sondern auf die mit ihm bezeichnete gesellschaftlich diskriminierte Tätigkeit.

Die fünfte Kategorie betrifft sprachliche Elemente, die die heutige Linguistik meist der sogenannten *Pragmatik* zuteilt, Partikeln vorwiegend, die den Dialog steuern oder die auf die Herstellung von Beziehung und Empathie zwischen den Kommunikationsteilnehmern ausgerichtet sind. Auch hier verlangte die Norm gehobener Sprechweise Zurückhaltung in solchen subjektiven Begleittönen oder in zu aufdringlichen Versuchen, sich ständig der Zustimmung des Gesprächspartners zu versichern. Entsprechend verbietet sie den übermässigen Gebrauch von *nid wahr, dänk, allwäg, gäll, waisch, oder?,* vor allem aber von *he?* anstelle von *was?* (oder noch «besser» wie?) oder von *hoppla!* anstelle von *exgüsi* (oder noch besser *pardon).*

An letzter Stelle stehen Ausdrücke, die sich durch eine gewisse *Drastik* oder durch Bedeutungsübertragung und *Metaphorik* auszeichnen – beides Merkmale, die wir auch im französischen Argot oder im englischen Slang finden. Dazu gehören die recht populären Umschreibungen für Körperteile wie *Bire* oder *Grind* «Kopf», *Scheiche* «Bein», *Flosse* «Füsse», Übertragungen von Wörtern mit dem Merkmal «tierisch» in den menschlichen Bereich wie *frässe, versuuffe, bocke, chalbere* oder sogar die Verwendung von bildhaften Redensarten mit Tieren wie *öpperem d Würm us der Nase zie.* Es genügt, dass ein Wort etwas übertrieben tönt, um als «ordinär» zu gelten. Dies gilt für die meisten Verstärkungen wie *verrückt* oder *ohnmächtig,* aber auch für Bezeichnungen, die eine gewisse Diskretion vermissen lassen: *Bekannter* tönt sicher unverfänglicher als *Freund* oder gar *Lover...*

In diese Kategorie fiel nun natürlich ein grosser Teil des Wortschatzes und der Idiomatik der Arbeiterschicht, aber auch der Sondersprachen der Soldaten, Studenten, Sportler usw., die ebenfalls nicht für die feinen Ohren der Damen der Gesellschaft bestimmt waren. Die «wüsten» Wörter waren und sind so nicht einfach nur einer bestimmten sozialen Schicht eigen, sondern sie wurden je nach Situation (Militär, Stammtisch, Skihütte) durchaus auch von (männlichen) Angehörigen der bessern Stände gebraucht.

3. Die Sündenböcke *hocke* und *gheie* – Spiegel der familiären Rollen?

Wir sehen so doch eine ganze Abstufung von den «unanständigen» bis zu den nur «wüsten» Wörtern. Höchst auffällig ist

aber, dass in unzähligen Äusserungen von Mundartpflegern und Schriftstellern, aber auch in Leserbriefen von «einfachen» Leuten aus der ganzen Schweiz während Jahrzehnten einhellig die gleichen zwei Verben als typischste Exempel grober Sprache hingestellt werden: *hocke* und *gheie* «fallen».

Hocke bedeutete ursprünglich «kauern» – so spricht man von Kleinkindern noch von *Höckli* – und bezeichnete dann das ungezwungene bis saloppe Sitzen auf Unterlagen ohne Lehne (man denke an den Barhocker!), woraus sich – für das städtische Bürgertum – nun eine Trennung entsprechend der Situation ergab: *Sitze* am Esstisch und in der «guten Stube», *hocke* auf den engen Bänken der Skihütte, im Wirtshaus *(Wirtshuushöck)* – oder im Gefängnis. *Sitze* bezog sich so in erster Linie auf die Familie und auf die häusliche Gesellschaft, *hocke* auf den abendlichen Ausgang der Männer zum *Hock/Höck* oder *Zämehöckle* im Kreis der Gleichgesinnten. In *sitze* schwingt die ganze familiäre Erziehung mit (gerade sitzen, ohne sich anzulehnen), in *hocke* das temporäre Ausbrechen aus dem starren Zwang. Wenn Otto von Greyerz 1938 schreibt «Was ‹guter› Sprachgebrauch ist und was nicht, darüber entscheiden auf dem Land wie in der Stadt die tonangebenden Kreise und in ihnen vor allem die Frauen»[2], so bietet uns die knapp skizzierte Geschichte von *hocke* ein schönes Beispiel dafür, wie sich die frühere rigorose Geschlechterrollenaufteilung so auswirkte, dass ein Wort tabuisiert wurde, weil es nicht in die Sphäre passte, die der Frau als der «Hüterin der Familie» und als der für die Kindererziehung Verantwortlichen zugeteilt war.

Mit dieser Beschreibung, die die Tabuisierung von *hocke* in der guten bürgerlichen Gesellschaft bis in unsere Gegenwart hinein wohl hinreichend erklärt, könnten wir uns zufrieden geben, wenn in den das Wort inkriminierenden Äusserungen nicht gelegentlich recht verhüllt angedeutet würde, dass das Verb auf dem Land ja durchaus seinen Platz hätte. Nun ist der Stadt/Land-Gegensatz zwar ein altbekanntes Phänomen der Sprachgeographie: eine Erklärung, die nur nach den Worten und nicht nach den *Sachen* fragen würde, griffe hier aber zu kurz. Bäuerinnen mussten im Garten oder auf dem Gemüsefeld oft in kauernder Stellung arbeiten, wogegen für eine Städterin in der traditionellen Frauenkleidung diese Stellung absolut unmöglich war, weil sie zu unanständigen Assoziationen führte. Mit dem weitverbreiteten Übergang zu Damenhosen ist *hocken* wieder möglich geworden, als Tätigkeit und als Wort.

Ebenfalls nicht ganz «harmlos» ist der zweite Sündenbock, *gheie*. Das Verb gehört stammässig zu *Heirat* und bedeutete ursprünglich «vergewaltigen», «verderben», woraus sich dann «fallen» mit der Nebenbedeutung «zugrunde gehen» (man vergleiche *verheie!)*, entwickelt hat. Diese negative Bedeutung haben wir noch in Wendungen wie *er het sech ganz la gheie* oder *das Meitschi tuet nüüt als desumegheie*. Die Wortgeschichte führt hier also von der oberflächlichen Bedeutung «fallen» weg in einen Komplex, der ganz gut zur ungeordneten Welt passt, die wir oben im Zusammenhang mit *hocke* gezeichnet haben.

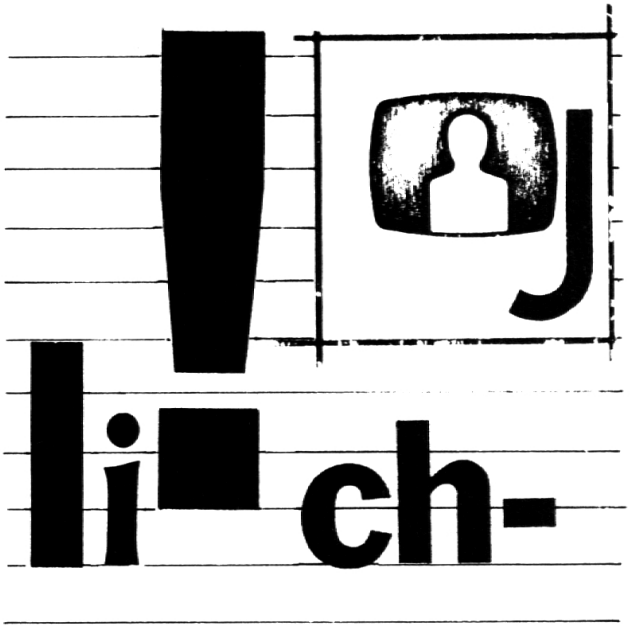
4. Religiöse Tabus

Flüche, Ausrufe und Schimpfwörter werden gemeinhin als «Kraftausdrücke» betrachtet und gelten wegen dieses Zuviels

an sprachlicher Energie als grob und nicht gesellschaftsfähig. Vom heutigen Standpunkt aus liessen sie sich deshalb einfach als grobe oder «vulgäre» Wörter unserer Kategorisierung einfügen. Damit liesse man aber ausser acht, dass vor allem bei den Flüchen nicht nur ein soziales Tabu eintritt, sondern bei Menschen mit einer starken religiösen Bindung immer noch ein religiöses. Dass ein einfaches *Donnerwätter!* eine Verkürzung von ganzen Verfluchungsformeln wie *Da söll doch ds Donnerwätter dryschlaa!* ist, gehört kaum mehr zum sprachlichen Alltagswissen. Wenn aber der eine völlig harmlos Wendungen wie *mi tüüri Seel* braucht, so kann ein anderer darin durchaus noch mithören, dass sich hier einer bei seinem Seelenheil verschwört. Die meisten Flüche sind so Selbstverschwörungen, die sich sinngemäss fast alle auf die Formel «Da soll mich doch der Teufel holen, wenn... (etwas nicht so ist)» zurückzuführen lassen.

5. Alters-, geschlechts- und gruppenspezifische Konflikte

Sprachwandel vollzieht sich immer in Raum und Zeit. Ablesbar wird er daher einerseits in den Spannungen zwischen modernen und rückständigen Gebieten – wir haben unter dem Stadt/Land-Gegensatz davon gesprochen –, anderseits an denen zwischen den Generationen, zwischen jung und alt. Jugendliche grenzen sich von der Welt der Erwachsenen ab, indem sie ihre eigene, von Eltern und Lehrern als «grob» betrachtete Sprache schaffen. Ihre Modeausdrücke steigen auf, oft gefördert von der Werbung, bis sie von den neuen der noch Jüngeren abgelöst werden. Die Sprachpfleger hatten sich früher über *kolossal* und *sowieso,* dann über *verruckt* und *schandbar* aufgeregt, in den siebziger Jahren bekämpften sie *tschüss, aufgestellt* und das verstärkende *u-* in *uguet,* heute richtet sich die Klage gegen die Übernahme englischen Slangs. Die Normen sind hier je nach Elternhaus, je nach Schulstube und auch je nach Region (man denke an das luzernische *rüüdig,* an das zürcherische *schaurig,* an das bernische *henneguet)* sehr verschieden. Ein fester Negativkanon – wie früher das Gespann *hocke/gheie* – lässt sich kaum mehr ausmachen.



Zum Gegensatz der Altersgruppen ist in den letzten zwei Jahrzehnten derjenige zwischen den Geschlechtern gekommen. Er ist keine ephemere Erscheinung, sondern hat zur Festlegung von neuen Normen geführt, deren Innehaltung nicht einfach nur der sozialen Kontrolle überlassen wird, sondern die – wie die geschlechtsneutrale Formulierung von Ausschreibungen und von Gesetzestexten – zum Teil schon justiziabel geworden sind. Einzelne Änderungen wie die amtliche Aufgabe des *Fräuleins* sind wohl irreversibel, andere wie das Nebeneinander von *man/frau* oder die Schreibung mit *-Innen* wenigstens für gewisse Gruppen oder für gewisse Publikationsorgane bindend. Der Normenwandel in der Öffentlichkeit ging hier so rasch, dass Anhänger älterer Normen zunehmend Mühe haben, ihre Absicht, Leserinnen nicht zu diskriminieren, glaubhaft zu machen, wenn sie in fachlichen Texten weiterhin beim generalisierten Maskulinum *Leser* bleiben.

Nicht ganz losgelöst von der sprachlichen Emanzipation der Frau vollzog sich diejenige aller vom «Durchschnitt» nach unten abweichender Randgruppen. Die Sprache hat sich ein ganz neues Inventar zur Bezeichnung körperlicher, geistiger, psychischer, sozialer Einschränkungen entwickelt und das alte zum Teil in den Bereich der grundsätzlich einklagbaren Ehrverletzungen verbannt. Die Diskrepanz zwischen dem, was geschrieben oder öffentlich proklamiert wird, und dem, was nur im ver-

trauten Kreis gesagt (oder gar nur gedacht) wird, ist hier so eklatant geworden, dass man füglich von zwei *Sprachcodes,* einem öffentlichen und einem privaten, sprechen darf.

6. Sprachnormen und die Schule

Viele Lehrerinnen und Lehrer mögen sich gefragt haben, was unsere Ausführungen zum *Mundart*gebrauch zum Teil schon vergangener Zeiten mit dem heutigen Schulalltag zu tun haben, wo es doch Aufgabe des Deutschunterrichts ist, gutes *Hochdeutsch* in Wort und Schrift zu vermitteln. Diesem Einwand ist entgegenzuhalten, dass jeder Schüler das an Spracheinstellungen und an «Sprachgefühl» mitbringt, was er in seiner primären Sozialisation in der Familie erworben hat und dass sich sein Sprachverhalten in der sekundären Sozialisation primär nach demjenigen der Bezugsgruppen richtet, mit denen er sich identifiziert. Kinder und Jugendliche leben also in einem sprachlichen Kontext, in dem einerseits von seiten der Erwachsenenwelt mehr oder minder stark tradierte Sprachnormen weiterleben («red nid so wüescht!»), indem anderseits im Kreise der Gleichaltrigen andere Sprachnormen aufgestellt werden, deren Beachtung für die Integration in die Gruppe ebenso entscheidend sind wie diejenige anderer Normen: Ein Schüler, der auch während des Skilagers wie an der Familienfeier für die Grosstante spricht, wird ebenso isoliert, wie wenn er eine Krawatte tragen würde. Anderseits gibt es auch deutliche Grenzen gegen «unten». Heute sprechen Schüler zu Schülerinnen kaum mehr anders als unter sich – nur die Sprache der Rekruten ist vielleicht noch nicht ganz «mädchenfähig», weil sie ja auch als Ventil dienen muss –, trotzdem fällt derjenige unangenehm auf, der *a der Söiglogge* zieht oder zu sadistische oder zu rassistische Witze erzählt.

Schüler und Schülerinnen bringen so ein sehr ausgeprägtes Gefühl für die je nach Situation unterschiedlichen Normen ihrer alltäglichen Sprache mit. Wenn sie mit dem Hochdeutschen als *Schulsprache* konfrontiert werden, kommen sie mit einer Sprache in Kontakt, die sich zunächst nur in ihrem «korrekten» Gewand zeigt. «Gute» Schüler werden sich diesen Normen der Literatur- und Lehrersprache unterziehen, schlechte scheitern, weil sie diese Sprache nicht mit ihrer alltäglichen (mundartlichen) Sprachwelt in Verbindung bringen können. Zu schreiben, «wie einem der Schnabel gewachsen ist», geht nicht; also schreibt man am besten nur wenig, und dann möglichst gestelzt, damit es ja hochdeutsch klingt. Der Münchner Schüler, der kolloquial schreibt, tut dies aus einem gewissen Gefühl für die sozialen Normen seiner alltäglichen Lebenswelt heraus; der unsichere Schweizer hingegen kann sich nur nach *einem* Register ausrichten, dem höchsten, das für ihn folglich oft unerreichbar bleibt. Er weiss mit der Zeit, was «korrekt» und was «falsch» ist, aber was in welcher Kommunikationssituation adäquat ist, entzieht sich ihm weitgehend.

Dieses manifeste Defizit kann nur so behoben werden, indem sich Schweizer Schüler vermehrt längere Zeit in hochdeutscher Umgebung aufhalten, damit sie die ganze Kompetenz an Sprachnormen, über die sie in ihrer mundartlichen Sprachform verfügen, auch für die gesprochene hochdeutsche Umgangssprache erwerben. Wo das nicht geht, hilft der gezielte Einsatz der deutschen Wortmedien, allenfalls die Lektüre von dramatischen Texten, die wie die Stücke Horvaths bewusst mit verschiedenen Sprachregistern spielen. Die Reflexion über den eigenen Mundartgebrauch ist in diesem Zusammenhang kein Schritt vom Hochdeutschen weg, sondern sie kann mithelfen, das auch in der andern Form unserer Muttersprache zu leisten, was uns in ihrer ersten Form schon selbstverständlich geworden ist.

Anmerkungen

1 Ich entnehme den prägnanten Terminus einem Brief von Eduard Fueter an Jeremias Gotthelf (18.12. 1842), der in dessen «Anne Bäbi Jowäger» «einzelne wenige nicht hof- und nicht mädchenfähige Ausdrücke und Bilder» beanstandet, vgl. Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke, Ergänzungsband 5: Briefe II, bearbeitet von K. Guggisberg und W. Juker, Erlenbach-Zürich: Rentsch 1949, S. 267.

2 Otto von Greyerz, Sprachpillen (I), Bern: Francke 1938, S. 128.